

Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 159 Bydgoszcz, 15. Juli Bromberg 1939

Sensationsprozeß Casilla.

Roman von Hans Possendorf.

Urheberschutz für (Copyright by) Verlag Knorr und Hirth, München, 1939.

(26. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

20.

Als Leon Vandegrift nach der Mittagspause wieder den Saal betritt, sieht er im Publikum, am Ende der letzten Reihe, ein wohlbekanntes Gesicht, das sich hastig vor seinen Blicken zu verstecken sucht: das Gesicht seiner Privatsekretärin Miß Alma Galliver. Er winkt sie zu sich heran, und es findet das folgende, hastig geflüsterte Gespräch statt:

„Wie kommen Sie denn hierher, Miß Galliver?"

„Ich bitte um Verzeihung, daß ich nicht vorher um Erlaubnis gebeten habe, aber ... ich ... ich wollte ..."

„Wer hat Ihnen denn eine Karte gegeben?"

„Ich habe sie jemand abgekauft ... für dreihundert Dollar."

„Sie sind ja wahnsinnig! — Wann sind Sie denn gekommen? — Jetzt erst?"

„Nein, ich bin schon seit heute morgen hier. — Glauben Sie, Mister Vandegrift, daß die Gefahr eines Todesurteils noch besteht?"

„Das hängt von der Stimmung ab, und die müssen Sie, als unbeteiligte Zuhörerin, besser beurteilen können als ich — wenn Sie mein Plädoyer gehört haben."

„Das wäre das Ende."

„Was meinen Sie damit, Miß Galliver?"

„Ich meine, wenn ... wenn Roland zum Tode verurteilt würde; — das Ende von ... von allem überhaupt."

In diesem Augenblick ertönt der Ruf: „Achtung! Das Gericht!"

Vandegrift wirft seiner Mitarbeiterin noch einen verständnislosen Blick zu und eilt dann auf seinen Platz. Alle Anwesenden haben sich erhoben. Richter Corbett tritt durch die Tür hinter seinem erhöhten Pult in den Saal, eröffnet die Sitzung und erteilt dem Staatsanwalt das Wort. Adams erhebt sich wieder und beginnt:

„Hoher Gerichtshof! Meine Damen und Herren von der Jury! — Mein sehr verehrter Opponent, Mister Vandegrift, hat vor einigen Tagen seine Eröffnungsrede für die Verteidigung mit folgendem Satz begonnen: „Eine gute Sache braucht nicht viele Worte!" — Wenn es mir erlaubt ist, diesen Satz logisch umzukehren, so muß die Sache des Angeklagten allerdings eine außerordentlich schlechte sein, denn die Verteidigung hat einen fast unendlichen Wortregen über uns herniedergehen lassen. Mister Vandegrift hat uns hier einen Roman erzählt, der — ich kann es nicht leugnen — unerhört interessant und spannend war. Die Geschichte hat nur den einen Fehler: daß sie so phantastisch und unwahrscheinlich ist, daß sie ihm kein Verleger zum Abdruck und keine Produktion zur Verfilmung abkaufen würde. Die gleiche Auffassung hat ja auch das Gericht bereits dadurch dokumentiert, daß es den Antrag der Verteidigung, diesen Prozeß abzubrechen, glatt abgelehnt hat. Meine Damen und Herren von der Jury — wenn man mit solchen phantastischen Behauptungen den Gang eines Verfahrens unterbrechen könnte, so würde überhaupt kein Prozeß mehr durchgeführt werden können! Ich brauche Sie nur daran zu erinnern, das vor wenigen Jahren in einem anderen Sensationsprozeß sich plötzlich aus dem Publikum ein Geistlicher erhob und ausrief: „Der Angeklagte ist unschuldig! Ein anderer Mann hat mir gebeichtet, die Tat begangen zu haben!" — Sie werden sich gewiß daran erinnern, welch schnelles Ende dieser Zwischenfall nahm: Der betreffende Geistliche wurde schleunigst und auf sehr energische Art aus dem Saal befördert. — Nun ... Mister Vandegrift konnte natürlich nicht aus dem Saal befördert werden. Ihm, als Verteidiger, steht es frei, uns zu erzählen, was ihm beliebt. Aber ebenso frei steht es uns, ihm keine Silbe von dieser Hintertreppengeschichte zu glauben! Die Verteidigung hat uns auch nicht den Schatten eines Beweises für ihre phantastischen Behauptungen erbracht, daß Binnie Casilla noch lebe oder noch bis vor kurzem am Leben gewesen sei. Miß Vandegrift ist, sonderbarerweise, bisher noch nicht von ihrer abenteuerlichen Expedition nach Paraguay zurückgekehrt; sie ist nicht als Zeugin hier erschienen. Und wenn sie wirklich erschienen wäre — was hätte sie hier aussagen können? Daß sie auf einem Rancho im Urwald einen gewissen — nein, einen sehr ungewissen Carlos de Ryder angetroffen habe, der ihr erzählt habe, er sei gar kein Mann, sondern ein Mädchen, und zwar der einstige Filmstar Binnie Casilla! Und dann soll ein großer Unbekannter erschienen sein, in Gestalt eines bösen Räubers, gedungen von Sylvia Casilla, die durch den Verrat eines noch Unbekannten in den Besitz jenes märchenhaften Geheimnisses von Binnies Existenz und Aufenthalt gelangt sei. Und der erste große Unbekannte, nämlich der böse Räuber, soll dann mit jenem mysteriösen Carlos de Ryder auf noch mysteriösere Weise verschwunden und seitdem verschollen sein! Hu, hu, — wie schauerlich!"

Adams stößt ein höhnisches Lachen aus, steckt die Hände in die Hosentaschen und entfernt sich kopfschüttelnd einige Schritte von den Geschworenen, denen er immer mehr auf den Leib gerückt war. Dann wendet er sich ihnen mit einem Ruck wieder zu und schreit, wie jemand, der nun endlich die Geduld verliert — dem die Sache nun zu dumm wird:

„Meine Damen und Herren von der Jury, ich wehre mich entschieden dagegen, daß Ihnen allen und mir selbst hier zugemutet wird, an einen solchen Mummenschanz zu glauben! Wir sind weder Kinder noch Idioten!" Und wieder mit beherrschter, gleichsam über der Situation stehender Haltung: „Nun — ich will über den mysteriösen Zwitter Carlos-Binnie kein weiteres Wort verlieren.

Jede weitere Sekunde, die wir an dieses Ammenmärchen verschwenden, kann uns in den Augen der Welt nur lächerlich machen. Schlagen Sie sich also das Gespenst Carlos-Binnie aus dem Kopf! Es hat nichts zu tun mit diesem Prozeß. Es ist in der Beweisaufnahme überhaupt nicht existent! Es kann und darf zur Bildung Ihres Wahrspruches überhaupt nicht herangezogen werden."

Und nun geht Adams zur juristischen Durchführung seiner Aufgabe über. Er hält seine Anklage in allen Punkten aufrecht, und seine Argumentierung ist die folgende:

Natürlich hat Roland versucht, Anna Casilla, Binnies Mutter, zu umgarnen und sie zur Scheidung zu veranlassen. Die erste Aussage von Inez war zweifellos richtig, und ihre späteren Behauptungen stellen nur einen Racheakt gegen Sylvia dar; die unflätigen Beschimpfungen, die sie gegen ihre frühere Herrin ausgestoßen, sind ein klarer Beweis dafür. Daß ein junger Mann zu dem Kind fremder Leute eine solche Zuneigung faßt, daß er ihm fast seine ganze Freiheit widmet, ist kaum glaubhaft. Roland wollte durch diese Anbiederung mit Binnie nur Gelegenheit schaffen, Anna immer öfter zu sehen und sie unter seinen Einfluß zu bringen. Vielleicht wäre es ihm auch schließlich gelungen, wenn der Tod Annas dem „friedlichen" Weg zu seinen Zielen nicht ein Ende gesetzt hätte. — Daß der drohende Telephonanruf überhaupt nicht stattgefunden hätte, ist lediglich eine Behauptung des Angeklagten. Daß Sylvia von dem ersten Drohbrief, der sich in ihrer Wohnung gefunden, nichts gewußt hat, ist durchaus möglich, denn dieser Brief ist ja an Fernando gerichtet gewesen, der ihn seiner Gattin wahrscheinlich verheimlicht hat, um sie nicht noch mehr zu beunruhigen. Sylvia ist gewiß kein Engel, und ihre Aussagen sind mit Vorsicht zu genießen. (Adams ist klug genug, nicht den Versuch zu machen, diese Frau vor den Geschworenen weiß zu waschen.) Aber wozu braucht man überhaupt ihr Zeugnis? Der Angeklagte hat ja selbst die Richtigkeit der meisten Beschuldigungen zugegeben: daß er sich auf listige Art die Adresse von der Gärtnersfrau verschafft hat — daß er nach Stockford gereist ist und dort alle Vorbereitungen für das Kidnapping getroffen hat — daß er das Verbrechen dann wirklich ausgeführt hat . . . Nur die Motivierung seiner Tat durch edle Beweggründe steht auf mehr als schwachen Füßen. Die Geschichte von der künstlichen Verhinderung von Binnies weiterem Wachstum ist eine ebenso alberne wie freche Erfindung des Angeklagten. Sie stützt sich einzig auf die Behauptung der Nurse Miß Baumann, daß Sylvia einmal ein Buch über Drüsenforschung gelesen hätte. Den Arzt, der die Einspritzungen gegeben haben soll, hat nie jemand gesehen. Er ist eine ebenso mysteriöse Phantasiegestalt wie Carlos: eine glatte Erfindung des Angeklagten. Der Erpresserbrief, in dem ein Lösegeld von 100 000 Dollar gefordert und im Nichtzahlungsfalle mit Binnies Ermordung gedroht wurde, stammt in seiner ersten Hälfte, wie alle Sachverständigen bestätigen und wie der Angeklagte, schlauerweise, selbst zugibt, von Rolands Hand. Daß eine ihm unbekannte Person den Brief dann später gefunden und vollendet haben müsse, ist wieder eines der nicht ungeschickt erfundenen Märchen des Angeklagten. Die Wahrheit aber ist die: Da das Hinmalen von Druckbuchstaben eine langweilige Angelegenheit ist, hat ihn sein Komplice abgelöst und das Machwerk, den von beiden Verbrechern festgelegten Text, vollendet. Daß Roland einen Komplicen gehabt hat, darüber kann überhaupt kein Zweifel bestehen. Ohne einen solchen wäre der freche Überfall nie und nimmer gelungen. — Daß ein leichter Streifschuß aus einem kleinen Damenrevolver einen solchen Blutverlust hervorrufen kann, wie ihn der aufgefundene Schlafanzug zeigt, ist ganz unwahrscheinlich. Die geschickte Kombination von Binnies Verwundung mit den von Sylvia abgegebenen zwei Schreckschüssen zeigt nur, auf wie gute Einfälle man kommen kann, wenn einem das Messer an der Kehle sitzt und wenn man monatelang über seine Verteidigung grübelnd in der einsamen Zelle sitzt . . .

— — — — — — — — — —

Eine knappe Stunde nur hat der Staatsanwalt geredet. Seine Beweiskette scheint lückenlos. Er hat mit scheinbar unanfechtbarer Logik, mit größter Ruhe und überlegener Kühle gesprochen. Nur in den Schlußsätzen seiner Rede erhebt er die Stimme zu pathetischer Mahnung:

„. . . Lassen Sie sich nicht einschüchtern durch die Schreckensbilder, die Ihnen der Verteidiger unter Anrufung des Himmels und der Hölle vorzugaukeln versucht hat! Fürchten Sie seine phantastische Prophezeiung von einem plötzlichen Wiederauftauchen Binnie Casillas nicht! Das unglückliche Opfer dieses verstockten und scheinheiligen Burschen hier, der uns bald mit seiner eisernen Ruhe imponieren will, die nichts als letzte Abgefeimtheit ist — der dann wieder den edlen Retter und Menschenfreund spielt, uns aber in gelegentlichen Zornesausbrüchen sein wahres Gesicht enthüllt, das Gesicht eines reißenden Tieres — der im geeigneten Moment von meisterhaft gespieltem Schmerz übermannt ohnmächtig zusammenbricht . . . das unglückliche Opfer dieses satanischen Verbrechers, sage ich, weilt seit mehr als neun Jahren nicht mehr unter den Lebenden. Der kleinen Binnie Casilla Körper ist, weiß Gott unter welchem Gebüsch vergraben oder in welchem Morast versenkt, schon längst wieder zu Erde geworden — zur Erde, von der unsere Körper genommen sind! Und keinen Moment würde sich einer von Ihnen durch die biedere Miene des Angeklagten täuschen lassen, wenn Sie meine Erfahrung besäßen: daß gerade die am härtesten gesottenen Verbrecher oft von der Natur mit den reinsten Engelsgesichtern ausgestattet sind. — Und nun, meine Damen und Herren von der Jury, urteilen Sie mit der Klarheit, mit dem Pflichtgefühl und mit dem Mut, den Ihre Mitbürger, Ihr Land, ja die ganze Welt von Ihnen erwarten! Wenn aber wirklich etwas existiert, was Sie zu fürchten haben, so ist es nicht die Gefahr eines Justizirrtums, sondern die entsetzliche Mitschuld, die Sie auf sich laden würden — allen Müttern und Vätern unseres Landes und der ganzen Welt gegenüber — wenn Sie diesen entmenschten Unhold seiner gerechten Strafe entwischen lassen und ihm somit weitere unschuldige Opfer in die Mörderhände treiben würden! Davor — und nur davor — möge Gott Sie alle bewahren!"

*

Die Rechtsbelehrung der Jury durch den Richter hat noch knapp zwanzig Minuten in Anspruch genommen. Dann sind die Geschworenen in ein Zimmer eingesperrt worden, das sie nicht eher verlassen dürfen, als bis sie zu einem einstimmigen Wahrspruch gelangt sind.

Ein erbittenter Wortkampf findet in diesem Zimmer statt. Mr. Lunnings, der Obmann, bietet alle seine Überredungskunst auf, um die Zaudernden für die Antwort „Schuld" auf alle Fragen zu gewinnen. Miß Webster, die temperamentvolle Lehrerin, ficht für Peter Rolands Leben, als sei es ihr eigenes.

Nur langsam gewinnt Lunnings die Oberhand: Die erste Abstimmung ergibt sieben Stimmen für „Schuldig" und fünf für „Nicht schuldig". Bei der zweiten Abstimmung hat sich das Verhältnis nicht geändert, obwohl vier Geschworene ihre Ansicht gewechselt haben: zwei, die vorher für „Schuldig" stimmten, haben sich jetzt für „Nicht schuldig" erklärt, und zwei andere sind den umgekehrten Weg gegangen. Alle diese Entscheidungen und Entscheidungsänderungen finden nicht etwa leichtfertig statt, sondern unter aufreibenden seelischen Qualen. Und dennoch bekommt der Effekt dieser Debatten eine verzweifelte Ähnlichkeit mit dem Kinderspiel „Alle Bäumchen wechseln".

Bei der dritten Abstimmung endlich widerstehen nur noch drei der Geschworenen: Miß Webster — Miß Hawkins, Inhaberin eines Beauty parlor, eines Schönheitsinstituts, — und Mr. Roberts, ein verabschiedeter Marineoffizier.

Nach fünfstündiger Beratung — es ist schon zehn Uhr abends — klopft endlich Mr. Lunnings an die von außen verschlossene Tür. Der Polizeioffizier, dem die Leitung der Bewachung des Beratungszimmers anvertraut ist, öffnet. Aber seine Hoffnung, daß man zu einem Wahrspruch gelangt ist, erfüllt sich nicht. Die abgekämpften Ge-

schworenen verlangen nur Milch, Tee und Butterbrote, Zigarren und Zigaretten. —

Wieder vergeht eine Stunde. Einmal — der Polizeioffizier traut seinen Ohren kaum — dringt ein dröhnendes Gelächter durch die Tür. Wahrscheinlich hat einer der Herren versucht, die unerträgliche Stimmung durch einen guten Witz zu mildern.

Doch gleich darauf vergeht den Geschworenen das Lachen: Von der Straße herauf dringen Schreie, bis schließlich ein wahrer Hexensabbath losbricht. Die vor dem Gerichtsgebäude seit Stunden dicht gedrängt wartende Menge hat die Geduld verloren und will endlich die Nachricht hören, daß Peter Roland zum Tode verurteilt ist. Das Wutgebrüll des Pöbels und ein paar Schüsse, die zu der verängstigten und verwirrten Jury hinaufdringen, lassen den Ärmsten keinen Zweifel mehr über die Natur dieses Krawalls. —

Um halb zwölf Uhr nachts ist der Tumult auf seinem Höhepunkt. Ein gellender Aufschrei dringt an die Ohren des unermüdlich auf dem Korridor auf und ab wandelnden Polizeioffiziers. Dieser Aufschrei kommt aber nicht von der Straße, sondern aus dem Zimmer. Der Beamte weiß sich keinen Rat: Ist vielleicht da drinnen ein Unglück geschehen? Soll er . . . darf er öffnen? — Doch gleich darauf belehrt ihn das laute Schluchzen einer weiblichen Stimme, daß es sich wohl nur um den hysterischen Ausbruch eines der Jury-Mitglieder handelt. — Es ist Miß Webster, die einen Nervenzusammenbruch erlitten hat . . .

— — — — — — — — — — —

Kurz nach zwölf Uhr nachts klopft Mr. Lunnings wieder an die Tür. Und dann teilt er dem öffnenden Polizeioffizier mit, daß endlich ein einstimmiger Wahrspruch erzielt worden sei. Wenige Sekunden später setzt der Sheriff die Gerichtsglocke in Bewegung, das Zeichen für den Beginn des letzten Aktes dieses Prozesses.

*

Nun sind wieder alle im Saal versammelt. Totenstille lastet auf dem Auditorium. Mit unbewegten Mienen sitzen Peter Roland und seine Verteidiger auf ihren Plätzen.

„Keine Sorge, Peterchen . . . du kommst nicht auf den Stuhl." — Fast unhörbar leise hat es der Polizeisergeant Jonny seinem Schutzbefohlenen zugeflüstert. Aber seine zitternden Lippen strafen den Optimismus seines Ausspruches Lügen.

Der Holzhammer des Richters fällt mit grausig hartem Ton auf die Platte seines Pultes nieder.

Der Gerichtssekretär erhebt sich —: „Mitglieder der Jury! Sind Sie zu einem einstimmigen Wahrspruch gelangt?"

„Ja!" ertönt die Antwort zugleich aus zwölf Mündern. Ein paar von den Stimmen sind in Tränen halb erstickt.

„Wie also lautet dieser Wahrspruch?" fragt der Gerichtssekretär.

Dem Obmann Lunnings gehorcht seine Stimme nicht sofort. Er muß ein paarmal ansetzen, bis er es herausbringt:

„Schuldig des Menschenraubes, — schuldig der versuchten Erpressung, — schuldig des Mordes — der Anklageschrift entsprechend."

Ein paar fürchterliche Sekunden vergehen. In die lautlose Stille hinein dringt plötzlich ein einziges Aufschluchzen. Es kommt von den Lippen des Polizisten Jonny, und es verstummt sofort wieder, denn der Riese hat jetzt sein Gesicht in beide Hände vergraben; er bebt am ganzen Leibe.

Dann erklingt die trockene und beherrschte Stimme von Richter Corbett: „Peter Roland, Sie sind für schuldig befunden worden, und entsprechend dem Gesetz müssen Sie die Todesstrafe erleiden. Sie werden zu einer Zeit, die das Gericht noch näher bestimmen wird, auf dem elektrischen Stuhl hingerichtet werden. — Haben Sie noch etwas zu sagen?"

Peter steht bewegungslos wie eine Wachsfigur im Panoptikum. Nicht vor Angst und Entsetzen — nur maßloses Staunen steht auf seinem starren Gesicht. Endlich öffnet er den Mund zur Antwort:

„Ich habe zu sagen, daß ich unschuldig bin und daß ich mich mit allen mir zur Verfügung stehenden Mitteln so lange gegen die Vollstreckung der Strafe zur Wehr setzen werde, bis festgestellt ist, ob Binnie Casilla noch am Leben ist oder nicht. Wenn ihr Tod mit Sicherheit festgestellt wird, ist es mir völlig gleichgültig, ob ich dann selbst meinem Leben ein Ende mache oder ob mir das Gericht diese Mühe abnimmt."

Richter Corbett will den Prozeß für beendet erklären. Aber kaum hat er das erste Wort gesprochen, wird er unterbrochen. Etwas Unerhörtes geschieht:

Aus der letzten Reihe des Publikums erhebt sich Alma Galliver und ruft in den Saal: „Peter Roland ist unschuldig! Ich bin an allem schuld! Ohne es zu wollen, habe ich dem von Sylvia gedungenen Mörder Binnies Existenz und Aufenthalt verraten!"

Und noch ehe sie jemand daran hindern kann, setzt sie eine Pistole an ihre Schläfe. Der Schuß kracht, und Leon Vandegrifts treueste Mitarbeiterin bricht tot zusammen.

(Fortsetzung folgt.)

Bauernblut.

Eine Geschichte von Rudolf Witzany.

Die Geschichte fing damit an, daß Heinz Harrach, als er noch ein Büblein war, mit dem Großvater eine Sonderfreundschaft hielt. Die Eltern glaubten erst, es sei wegen des breiten, weißen Fächerbartes, den das Büblein immer ein wenig scheu anstarrte, oder wegen der raunenden Märchen, die der Alte zu erzählen wußte, in Wahrheit aber war es etwas anderes...

Der Alte lebte im Hause des Schreibers Heinrich Harrach, der mit blinzelnden, immer ein wenig geröteten Augen die schmale Frist der eilends laufenden Arbeitstage maß. Der alte Mann aber hockte allweil daheim, mied die laute Straße und verschnürte sein Leben mit Schweigen und Träumen. Sein Leben war vorbeigeronnen, es war ein wenig aus der Bahn geraten. Nicht so, daß er eine heimliche Schuld auf sich geladen hätte, nein, aber es war da etwas in seinem Leben, daran kam er nicht vorbei. Früher hatte er immer Anlauf genommen, hatte gemeint, es müsse doch leicht sein, den Wandel vom Bauern her zum Stadtmenschen zu finden, aber nachher hatte es sich erst herausgestellt, daß dies wohl gar nicht zu lernen sei. Das war nämlich so: Der alte Mann, der wie sein Sohn und Enkel Heinrich Harrach hieß, war ehedem ein Bauer gewesen. Er hatte zwei Buben, davon der eine den Hof bekam, der andere hockte sich mit seinen kurzsichtigen Augen in der Stadt hinter ein Schreibpult, und weil er als einziges bäuerliches Erbe einen großen Ballen Geduld auf die Seele geladen hatte, verdiente er sich in mühsamer Arbeit das Brot.

Der andere aber, der Bauer geworden war, vertat den Hof. Anders konnte man die Schlamperei nicht nennen, mit der er des Vaters Arbeit über den Haufen warf und lustig die Tage vergeudete. Und der Alte saß im Ausgedinge und konnte nichts tun, als die Fäuste ballen wider den Jungen.

Der Hof war hin. Der junge Hofherr zog davon, verlästert von dem Alten, der zögernd aus der uralten Stube wich. Und er floh wie ein Bettler zu dem Sohn in die Stadt.

Dort fand der alte Mann das Enkelkind mit den blauen, fragenden Augen, die außer den engen Häusermauern noch wenig von der Welt gesehen hatten.

Und so entstand die Freundschaft zwischen dem alten Bauer und dem Stadtjungen, der mit weit geöffneten Augen die Märchen von der freien Erde, von den Störchen am Wagenrad des Schornsteins, von dem Zaunkönignest hinter dem Haus, der grauen Katze und noch vielen anderen Dingen hörte. „Großvater, erzähl'", heischte er, daß es wie ein Befehl klang. Wenn es im Zimmer still war, erzählte der Alte und entrückte sich selbst aus der Enge der schmalen Stube in die freie Weite des verlorenen Hofes.

Die Eltern machten manchmal versorgte Augen, weil ihnen der Junge schon zuviel von den abgelauschten Dingen redete. „Wie war es daheim, Vater?" fragte er den Mann, der kein Bauer hatte werden dürfen, und der Vater wandte sich ab und zuckte brummend die Achseln.

Aber da kam die Antwort vom Großvater...

Er begann ein Spielzeug zu bauen, heimlich und verstohlen, wenn der Bub in der Schule war. Da mußte Holz herbei und Leim und feines, grünes Moos, Farbe und Sand. Und auf einem großen Brett baute der Alte, selbstvergessen und dem spielerischen Zauber verschenkt, ein Abbild des verlorenen Hofes. Das Wagenrad am Schornstein, die Strohbündel im Schuppen, den Fliederbuschen vor dem Tor, alles mußte getreu erstehen. Die hornigen, ungelenken Finger des alten Mannes führten zärtlich das Schnitzmesser, kräuselten die Späne, klebten und bastelten den lieben langen Tag.

Die junge Frau sah mit freundlichem Lächeln auf die Arbeit des alten Mannes und einmal, als sie heimlich mit ihrem Mann darüber sprach, hatte sie nasse Augen. Der Schreiber beschaute verstohlen das spielzeugkleine Häuschen, er dachte sich um viele Jahre zurück, und auf einmal war das Häuschen ein großes Haus, darin er selbst einmal ein Kind gewesen.

Das Spielzeug wurde mählich fertig. Den ganzen Tag roch es nach Leim und Farbe, die Frau kam aus dem Staunen nicht heraus. Nur der Bub merkte nichts.

Als dann der Großvater endlich das Büblein zu dem fertigen Haus führte, war dem Kind, als schaute es ein Wunder. Den Mund vor Staunen offen, die Augen rund und groß, stand der Junge vor dem Tisch und beschaute stumm die Pracht der weißleuchtenden Mauern, des roten Daches und der gestriegelten Rinder vor dem Tor. In Wahrheit mochte es wohl ein wenig anders gewesen sein, die Mauern nicht so weiß und das Dach nicht so rot. Aber das war nebensächlich, für den Buben war es das Traumland seiner heimlichen Sehnsucht. Sie standen dann alle davor und redeten nicht viel.

Und von da ab, hatte der Junge immer ganz andere Augen, wenn von „Daheim" geredet wurde. Nimmer verträumt und kindersehnsüchtig, sondern geklärt und ernsthaft.

Die Geschichte ging durch die Jahre weiter, der Bub wuchs und trat in sein eigenes Leben.

Als er mir später die Geschichte erzählte, sagte er ohne Lächeln: „Vielleicht glaubt es niemand, aber es ist wahrhaftig so: Seit der Großvater das Bild des Hofes so lebendig vor mich hingestellt hatte, war mir auf einmal klar, daß ich dorthin zurückkehren müsse. Wirklich, das war, als hätte mich der alte Mann an der Hand geführt durch all die Jahre."

Nun, dorthin ist der Junge freilich nicht zurückgekehrt. Aber er ist aus der Stadt gewandert, nicht wie einer, der heimlich davonläuft, sondern wie ein Mensch, der in ein neues Leben hineingehen will. Und war doch eigentlich gar kein neues Leben. Heute ist er mir erst wieder begegnet, der junge Assistent vom Mierhof. Er hatte gelbe Lehmklumpen an den Stiefeln und ein verschwitztes braunes Gesicht. Seine Augen waren scharf und der Rücken gerade.

Wenn er so über das Feld geht, macht er Augen, daß ich mir gut vorstellen kann, wie er als Büblein vor dem Wunder des spielzeugkleinen Häuschens gestaunt haben mag.



Lustige Ecke



Die gute Vase.



Blindekuh: „Jetzt — —jetzt bin ich direkt neben Onkel Otto —!"

Etwas bissig.

Aphorismen von Lothar Sachs.

Wir vertragen uns am besten mit Menschen, die uns gleichgültig sind.

*

Es gibt Leute, die nie etwas zu sagen wagen, was nicht schon andere vorher gesagt haben.

*

Die Großen sind zugänglicher als ihre Kammerdiener.

*

Wenn mancher sich um anderer Leute Sachen so wenig kümmern würde wie um seine eigenen, gäbe es selten Unfriede.

*

Das Geheimnis der „guten Beziehungen" besteht darin, daß man sie nicht ausnutzt.

*

Die Lüge der Augen ist gefährlicher als die der Zunge.

*

Wer immer fünfe gerade sein läßt, verrechnet sich doch einmal.

*

Bei einer schönen Frau kommt man — langsamer auf die Fehler.

*

Unter den Frauen, die Kinder haben, findet man selten — unverstandene Frauen.

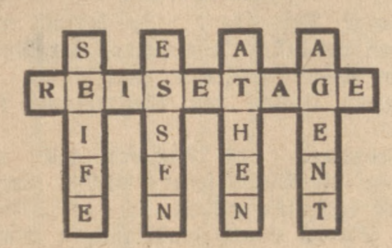


Rätsel-Ecke



Auflösung der Rätsel aus Nr. 153

Gitter-Rätsel:



= Reisetage.

*

„Ein Idyll aus der Speisekammer":
Brei — Regal: Lagerbier.

*

Viereck-Rätsel:

J	A	G	D	Z	U	G
W	O	H	L	T	A	T
S	C	H	R	A	N	K
T	H	E	A	T	E	R
P	F	E	N	N	I	G
V	O	R	H	A	N	G
P	A	P	A	G	E	I

= Johann.

Zakład graficzny i miejsce odbicia, wydawca i miejsce wydania: Drukarnia A. Dittmanna T. z o. p., Bydgoszcz, Dworcowa 13.
Odpowiedzialny redaktor: Marian Hepke.
Zarządzający zakładem graficznym: Hermann Dittmann, Bydgoszcz.